

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 190.

Dienstag, den 17. August 1909.

24. Jahrgang.

Die Frau des Konsuls.

Roman von Reinhold Ortmann.

(V. Fortsetzung.)

„Aber ich wiederhole Ihnen, daß es unmöglich ist — aus mehr als einem Grunde.“

„Ich bin erstaunt, Sie in solcher Erregung zu sehen über ein Vorhaben, daß Ihnen meiner Ansicht nach die größte Freude bereiten müßte.“

„Mißverstehen Sie mich nicht, Sidney! Ich würde natürlich sehr erfreut sein, Harriet wiederzusehen. Aber es gibt Rücksichten, die ich nicht außer acht lassen darf, Rücksichten auf meine hiesige Stellung und andere, die sich nicht mit wenigen Worten erklären lassen. Was sollte sie denn auch hier beginnen?“

„Erlauben Sie mir zuvor eine Gegenfrage, Stuart: Wann gedenken Sie eigentlich zu heiraten?“

„Darüber habe ich mich doch schon mit Harriet verständigt. Von vornherein habe ich ihr kein Geheimnis daraus gemacht, daß ich ohne eigenes Vermögen bin und erst durch den Tod meines Großvaters die Mittel erlangen werde, ein eigenes Hauswesen begründen zu können.“

„Eine etwas ungewisse Aussicht. Darüber könnten ja unter Umständen noch viele Jahre vergehen.“

„Es steht allerdings nicht in meiner Macht, jenes Ereignis zu beschleunigen, und ich leugne nicht, daß es mir manchmal wie ein Unrecht vorkommt, Harriet unter solchen Umständen an mich gefesselt zu haben.“

„Eine Torheit von ihrer Seite war es jedenfalls, denn sie hätte inzwischen schon manche sehr annehmbare Partie machen können. Aber sie sieht in der Verbindung mit Ihnen nun einmal ihr Lebensglück, und an dem Geschehenen ist nichts mehr zu ändern. Wäre nicht diese verwünschte Geschichte mit meinem Sturz dazwischen gekommen, so hätte ja meinethwegen alles im bisherigen Gleise weitergehen können. Aber diese fatale Krankheit nötigt mich, ein bißchen an mich selbst zu denken. Ich muß mir irgendwelche Einnahmequellen erschließen, wenn ich nicht einfach verhungern will, und da ich außerdem etwas häusliche Pflege brauche, scheint es mir am besten, wenn Harriet ihre Stellung aufgibt und für den Rest meines Lebens ober — wenn dies Ereignis früher eintreten sollte — bis zu ihrer Verheiratung bei mir das Hausmütterchen spielt.“

„Nun ja, dagegen läßt sich nichts einwenden. Aber Sie haben doch wohl nicht die Absicht, sich hier in Deutschland niederzulassen?“

„Die Absicht habe ich allerdings. Ein hiesiger Sportsmann will mich zur Unterstützung des Trainers für seinen Rennstall engagieren. Ich bin herübergekommen, um mündlich mit ihm zu verhandeln, und wenn wir einig werden, bin ich gesonnen, Harriet nachkommen zu lassen.“

„Aber Sie hören doch, daß das nicht sein kann. Sie müssen auf etwas anderes fassen. Eine solche Tätigkeit würde bei Ihrem jetzigen Gesundheitszustande doch auch viel zu anstrengend für Sie sein.“

„Freilich — ich wüßte schon etwas Besseres. Wenn ich die erforderlichen Mittel besäße, würde ich mich als Buchmacher etablieren und die Rennplätze bereisen. Dann könnte ich in London meinen ständigen Wohnsitz behalten, und Harriet brauchte nicht nach Deutschland zu kommen.“

„Witner starrte nachdenklich vor sich hin, während die kleinen lauernden Augen des andern ihn unverwandt beobachteten.“

„Haben Sie denn gar keine Abgibt, sich diese Mittel zu beschaffen?“

„Nein! Gute Freunde wie Sand am Meer, aber lauter solche mit zugeknöpften Taschen. Nach dieser Richtung hin habe ich jede Hoffnung aufgegeben.“

„Wie viel brauchen Sie für den Anfang?“

„Wenn ich gleich beim ersten Male einen guten Schlag mache, würden fünf- bis sechshundert Pfund wohl genügen.“

„Ich habe hier auf der Bank noch zehntausend Mark, und ich würde Ihnen sechstausend davon vorstrecken. Mehr kann ich beim besten Willen nicht tun. Die Summe, die mir vierteljährlich von England aus überwiesen wird, reicht eben hin, meinen Lebensunterhalt zu bestreiten.“

„Sechstausend? Das ist eigentlich ein bißchen wenig. Wenn ich doch haben sollte, kann ich mit einem so geringen Betriebskapital arg in die Klemme kommen. Aber am Ende ließe sich's ja versuchen. Wann kann ich das Geld haben?“

„Schon morgen, wenn Sie wollen. Aber Sie müssen mir dagegen versprechen, daß Sie das hiesige Engagement ausschlagen und in England bleiben werden.“

„Ich denke, es wird sich machen lassen. Sie schreiben also noch heute an Harriet — nicht wahr? Auch ohne daß sie mir's gesagt hätte, weiß ich, mit welcher Sehnsucht sie darauf wartet. — Da ist Ihre Adresse.“

Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und legte es auf den Tisch. Dann nahm er seinen Hut.

„Nochtrags — Ihr Chef hat eine Tochter, wie ich gehört habe. — Ist sie noch jung?“

„Achtzehn, wenn ich nicht irre,“ entwiderte Witner mit sichtbarem Widerstreben.

„Und hübsch?“

„Das ist Geschmacksache. Aber ich weiß nicht, wie Sie darauf kommen.“

„O, es ging mir nur oben durch den Sinn. Sie verkörpern wohl sehr viel in dem Hause Ihres Prinzipals?“

„Ich werde manchmal eingeladen, aber nicht häufiger als in viele andere Häuser.“

„Ist der Mann sehr reich?“

„Witner zwang sich zu einem Lächeln. „Sie fragen wie ein Untersuchungsrichter, mein lieber Sidney. Was in aller Welt kümmert Sie und mich der Reichtum des Herrn Gernsheim?“

„Nichts — Sie haben recht. Ich möchte nur meiner Schwester nach der Rückkehr recht viel von Ihrem hiesigen Leben erzählen können. Sie selbst sind darüber von Anfang an sehr wortkarg gewesen, und man bringt die Leute viel leichter auf üble Gedanken durch das, was man vor ihnen verschweigt, als durch das, was man ihnen erzählt. — Adieu, lieber Schwager! Auf morgen also! — Oder machen wir heute Abend noch einen kleinen Wummel miteinander?“

„Es wäre mir lieb, wenn Sie mich entschuldigen wollten. Ich fühle mich nicht ganz wohl.“

„Sie sehen auch etwas angegriffen aus. Vorhin habe ich das gar nicht so bemerkt. Also auf Wiedersehen, mein verehrter Herr Schwager.“

Als er fort war, wanderte Stuart Witner wohl fünfzigmal mit finsterner Miene in seinem Zimmer auf und nieder. Der Appetit mußte ihm wohl gänzlich vergangen sein, denn er verließ seine Wohnung an diesem Abend nicht mehr.

Endlich trat er an den Schreibtisch und entnahm einer verschlossenen Schublade die Photographie einer jungen Dame.

Es war ein feines schmales Mädchen Gesicht mit großen dunklen Augen und kleinem, aber auffallend energisch geformtem Munde. Je länger er auf das Bild herabsah, desto finsterner umwölkte sich Stuart Witners Stirn. Mit einer unmutigen Bewegung warf er es an seinen vorigen Platz zurück.

Dann legte er sich einen Briefbogen zurecht und begann zu schreiben: „Meine geliebte Harriet!“

Die St. Bonifatiuskirche zu Wiesbaden.

Vor etwas mehr als Hundert Jahren hatte unsere Stadt noch eine selbstständige katholische Kirchengemeinde; die Wiesbadener Katholiken waren nach Frauenstein eingepfarrt. Der jeweilige Pfarrer hielt im Saale zum Voren auf einem notdürftigen Altare den sonntäglichen Gottesdienst. Als die Zahl der Katholiken sich mehrte, fand sich Graf Franz Philipp von Walderdorff bereit, eine eigene katholische Pfarrei zu stiften und die erforderlichen Mittel zu bewilligen. Es wurde das geräumige Gasthaus zum Nappen angekauft und Pfarrhaus und Kapelle eingerichtet. Im Jahre 1820 war die Zahl der Katholiken auf mehr als 1500 angewachsen und der Drang nach dem Besitze einer eigenen Pfarrkirche wurde immer lauter. Graf von Walderdorff trat das Präsentationsrecht an den damaligen Herzog Friedrich August ab und dieser übernahm die Dotierung der Pfarrei. Baupläne wurden entworfen, aber es fehlte an nötigen. Ein Projekt, die im Garten des „Adlers“ gelegene reformierte Kirche anzukaufen, wurde bald wieder fallen gelassen. Herzog Wilhelm zeigte sich großmütig durch mehrmalige Ueberweisungen von Geldgeschenken und nach seinem Vorbilde floßen auch von anderen Seiten die Gaben recht reichlich. Im Jahre 1828 war bereits eine Summe von über 50 000 Gulden vorhanden, und im Frühjahr des folgenden Jahres wurde nach den Plänen des Hofbaudirektors Schrumph die Bau begonnen. Der Grundriß weicht von der jetzigen Form wesentlich ab. Zu rasch schritt der stolze Bau vorwärts. Offenbar waren die Fundamentmauern zu schwach und die Seitenmauern der Kirche sollen Sprünge gezeigt haben, ehe das mächtige Dachwerk im Herbst 1830 aufgeschlagen wurde. Der Herzog hatte für die innere Ausschmückung des Gotteshauses 12 sehr kostbare, herrlich gearbeitete Marmorsäulen geschenkt, welche bereits im Innern der Kirche aufbewahrt wurden, als am Abend des 11. Februar 1831 der ganze Bau in sich zusammenstürzte. Der leichtsinnige Baumeister konnte nur eine geringe Entschädigung leisten und so waren für die junge Gemeinde circa 40 000 Gulden verloren. Zum Glück war der Verlust von Menschenleben nicht zu beklagen. Aber die aussichtslose Zukunft drückte die Gemüter der Gläubigen, die sich so nahe an ihrem langersehnten Ziele glaubten, sehr darnieder.

Indessen fand die katholische Gemeinde einen überaus rührigen Förderer ihrer Herzenssache im Herzog Adolf. Unter dem damaligen Desan Jost war der Baufond anfangs der 40er Jahre auf über 50 000 Gulden gestiegen. So konnte denn im Jahre 1844 unter Leitung des Baurats Hoffmann an derselben Stelle das Werk aufs neue begonnen werden. Am 5. Juni 1845 (St. Bonifatius) wurde unter der Beteiligung ganz Wiesbadens feierlich der Grundstein gelegt. Das In- und Ausland, vornehmlich Bayern, sandten 22 000 Gulden. Inzwischen war die Zahl der Katholiken auf 4000 gestiegen. Eine einmalige Kollekte in Wiesbaden warf den namhaften Ertrag von 10 000 Gulden ab. Als die Kirche äußerlich vollendet da stand — ohne die beiden Türme, da hatte der Bau die Summe von 130 000 Gulden verschlungen. Beinahe 40 000 Gulden mußten von der Gemeinde aufgenommen werden. Dazu kamen nun die großen Ausgaben für eine würdige innere Ausstattung. Der prachtvolle Hochaltar, 12 Statuen von Heiligen, welche zum Teil von Bildhauermeister Hoffmann von Wiesbaden und zum Teil von einem jugendlichen Künstler Vogel von Kirberg angefertigt wurden. Das herrliche Bild, das den Apostel der Deutschen in Lebensgröße darstellt, und das auf dem Altare Platz gefunden hat, ist von dem berühmten Meister Reihel gemalt und meist durch Spenden von Frankfurter Katholiken für über 1000 Gulden erworben worden.

Das herrliche Altarbild der heiligen Jungfrau auf dem Muttergottesaltar ist ein Kunstwerk von Professor Steinle. Im Gotteshaufe finden sich noch eine ganze Anzahl ähnlicher Kunstwerke, welche zum Teil der Hand niederländischer Meister entstammen. Kanzel und Stühle wurden durch den Bonifatiusverein beschafft. Die Orgel lieferte die Firma Vogt zu Ggstadt. Ein großer Teil der prachtvollen Paramente, die sowohl durch ihre Kostbarkeit als durch ihren Altertumswert repräsentieren, entstammen der Abtei Eberbach und sind durch Vermittelung des Herzogs der Kirche übergeben worden. Einer der größten Schätze bildet der aus dem Kirchenschatz von Trier stammende, sehr reichlich mit Gold und Steinen besetzte Baldachin. Das Geläute entstammte der alten Klosterkirche zu Bornhofen. Der Metallwert der drei größten Glöden soll 10 000 Mark betragen.

Die feierliche Einrichtung des herrlichen gotischen Gotteshauses mit seinen schmucken Haupt- und Flügelfassaden wurde am 19. Juni 1849 feierlichst eingeweiht. Dem Opferfinn der katholischen Bewohner gelang es, auch die beiden Türme in kurzer Zeit auszubauen.

Wer hätte bei Gründung der Pfarrei vor etwa 100 Jahren gedacht, daß nunmehr der Bau einer stattlichen dritten Pfarrkirche nur noch eine Frage der Zeit ist und daß die Zahl der Wiesbadener Katholiken die Zahl von 40 000 Seelen bald erreicht haben dürfte.

Die Klosterburg Arnstein.

Die malerisch auf einem kühnen Felsenvorsprung bei Obern Hof an der Lahn ruhende schöne Kirche mit den vier Türmen, von denen der eine am sehten Montag durch den zündenden Blitzstrahl zerstört wurde, hieß ursprünglich „Arnoldstein“ und war die Stammburg der mächtigen Grafen, welche im 10. Jahrhundert schon den Einrichgau beherrschten. Der zuerst (978) genannte Graf dieses Geschlechts hieß Hugo. Dessen Sohn Arnold war es, welcher die nach ihm benannte romantische Burg am Ausgang des Dörsbachtals erbaute. Die Burg war unaussprechlich fest, auf einer Seite nur hatte sie einen Zugang, der mit Ketten und Riegeln fest verschlossen werden konnte. Arnolds Sohn, Ludwig I., hatte außer einem Sohn sieben Töchter, die, wie berichtet wird, „ein Exempel aller Tugenden schon, von Liebe schöner, von Angesicht noch schöner, von Geburt aller schönste“ waren. Ludwig II. starb, als sein Sohn Ludwig III. kaum drei Jahre alt war. Durch diesen, der ein unbändiges Leben führte, wurde Arnstein „eine graufige Stätte, eine Wildnis bequem zum Rauben, ein Stein aller Laster und Schande, ein Diebshaus aus- und einzureiten und zu berauben alles Fremde, das auf der Straße floh oder fuhr.“ Als aber dieser Wüstling ausgetobt und den Freudenbescheid der Welt bis auf die Gese gekostet hatte, entschloß er sich, den Rest seines Lebens ganz dem Himmel zu weihen. Aus dem Raubritterschloß wurde eine Abtei. Ludwig III. selbst und mit ihm fünf andere Ritter seines Hofes vertauschten den Panzer mit dem Ordensknecht des heiligen Norbert. Das war im Jahre 1139. Ludwig starb 1185 auf einer Rundreise zu den Klöstern, die er sonst noch gestiftet hatte, und wurde in der am Fuße seines Arnsteiner Burgberges gelegenen Margarethenkirche beigesetzt. Da er kinderlos geblieben, „so endete“, wie Vogel sich ausdrückt, „die Herrlichkeit der Grafen von Arnstein, die mächtig an der Lahn und an beiden Ufern des Rheines geherrscht hatten. Ihre Grafschaft über den Einrich ging zunächst an die von Isenburg über.“

Die Abtei Arnstein aber, von ihrem Gründer reich dotiert, nahm bis in die neuere Zeit eine wichtige Stelle ein unter den geistlichen Anstalten des Lahntales; ganze Dörfer und Kirchspiele standen unter dem Krummstabe des Arnsteiner Abtes. Unter den 47 Aebten Arnsteins erwarb sich Wilhelm von Staffeln großes Verdienst um das Aufblühen des Klosters, indem er u. a. 1357 die schöne Klosterkirche aufführen ließ. Die Besitzungen der Grafen von Arnstein kamen durch Erbe und Kauf an die Grafen von Nassau, doch schon 1342 erfolgte Einspruch gegen die Nassauische Vogtei, und Arnstein stellte sich, da die Grafen von Nassau aus dem katholischen Glaubensverband ausgeschieden waren, unter den Schutz des Erzbistums Trier, unter dem der Einfluß der Arnsteiner Aebte jedoch arg gelitten hat. 1816 wurde die Abtei aufgehoben und die reichen Einkünfte fielen der Nassau-Weilburgischen Domäne zu. Für die Literaturhistoriker ist Arnstein ein merkwürdiger Ort, denn von hier datiert sich, wie Katharine Schweizer in ihrer bekannten Geschichte und Beschreibung des Lahntales darlegt, das älteste Schriftwerk Nassaus, die Lebensbeschreibung Ludwigs von Arnstein und die Erzählung der Stiftung des Klosters von einem Mönche namens Rutwald verfaßt. Rutwald lebte und schrieb zu der Zeit Heinrichs des Reichen von Nassau (1198—1225). In zwei Abfassungen soll das Archiv in Wiesbaden jene Lebensbeschreibung, in lateinischer und deutscher Sprache, verwahren; letztere soll die älteste, ursprüngliche sein. Das lateinische Exemplar besteht aus drei großen Pergamentblättern, welche auf hölzernen Tafeln aufgelegt und in Form eines Schrankes zusammengefügt sind. Einen Abdruck der deutschen Lebensbeschreibung hat Vogel in den Annalen der Nassauischen Altertumskunde, Band 2, Heft 2 veranlaßt.

Verantwortlicher Redakteur: J. B. Wilsch Mottscheller in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Ernst Reibold in Wiesbaden.

Nassauer Leben.

□ □ □ □ □ Wochenbelle zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □ □

Ebbes vun unserm Stammtisch.

Birreche: Gure beisamme; Schwernot was hab ich enn Dorcht; Christian schnell enn Schorle Morle es is die hecht Zeit; wann deß noch so e Zeit lang weiter gieht mit dere Sit dann werd de Wert ihrn Keppelwei bald all sei unn vor reie ze mache is es noch e bisje frieh; komm Christian bring merr gleich noch enn Schoppe.

Schorfch: Du dußt aber grad als wann de de Dorcht elans heht, annern Zeit giehts nit besser, die Wert wolle doch auch lewe unn es is enn aach ze genne wann se ebbes verzappe, se lamediern schon grad genug was deß mit dem Bieruffschlag gewo soll, ihr Kellner beferchte, deß die Dringelder knapper ausfalle, dann baht enn deß aach nit deß die Gläser umgeaicht solle wern in lauter Zehntel; lauter so preisliche Boffe.

Sannphilipp: Die Preise hunn uns noch nit vill Gures gebrocht unn merr hunn ere in Wisbare doch grad genug, schenn duhn se wie die Rohrpake deß Alles hier zu deier war, aber ich hunn noch laan Kane vun dene Haargeloffene geseh, der dem deiere Wisbare widder Adje gesaat hett; se blewe doch all hühch bei uns unn schenne weiter.

Birreche: Host Recht Kumbär, frieher wie merr noch Nassauisch waarn unn unser alter Herzog Adolf seelig am Ruder wor unn die Stadt noch nit so gruß war, waarn die Zeit noch gemietlicher, die Noßbern hunn sich bei jeder Gelegenheit geges seitig unnerstüht aber allaweil? Merr was so noch nit emol wer eigentlich never aam wohnt; unn erscht die Weirer! Wana die Kan e nei Klad oder enn neie Gut gieht hott, der in de meiste Fall noch nit emol bezahlt is, do steie se iber die Gaf als wann se mindstens enn ungewechselte Dausentmarkschein im Sedel hette unn Na will die Anner in Schatte stelle.

Schorfch: Maant err dann die Männer wärn besser? Gieht emol in e Wertschafft wo derr hin wollt, wann zeh Männer dor sinn wo zufällig Kaaner de Annern kennt, sihe se sicher aach az ge Disch; deß soll so iwrigens e besonner Eigenschaft sei die merr grad bei de Deitsche aatrist, aber err kennt doch bei unserm Kastegeist nit verlange deß sich der Herr Sekretär bei dem Assistent seht unn der Herr Rat bei de Schulmaaster, deß war doch mindestens e Ungeheierlichkeit; aber läßt sich so ebbes annern?

Sannphilipp: Ich verstehn gar nit wie derr Eich do drüwer uffhalte kennt, eich sein do drinn e ganz annerner Kerl; wann merr so enn hochnastiger Kerl nit baht loß eich enn links leihe; aber jaat emol, neilich hunn ich irgendwo gelese deß merr in Wisbare die meiste Esel hätte, vierbaanige nabierlich, iber 800 Stid; do is es laa Bunner, wann bei uns so vill Dumme heite gemacht wern, aber ich glawe in annern Städt gibts aach Esel genug, ich brauch eich jo nit ze saage wo aber su arg weil brauche merr nit ze gehn.

Birreche: So wann die Stadt jeden vier. unn zwaabaanige Esel besteiern wollt do lam e ganz hühch Simmche gesamme unn dann noch die Kurtag debei unn dem Stadthädel war geholse; merr konnte dann bei dene schlechte Zeite verschiedene unprattische Steiern abschaffe wie die Konzessionssteuer etc., die dene debon Betroffene bies im Rage leiht; no hoffentlich bringt uns wider dies Johr unser Nerebergweiberg enn volle Herbst, gepriht is jogenua wern wie ich neilich uff em Spaziergang gesehn hunn.

Schorfch: Bleib merr mit dem volle Herbst ewed, die Domäne wußt ganz gena deß sich de Nereberjer nit rentiert unn hot enn sich vum Hals geschafft unn wann err Alles rechnet was drumm unn draa hängt, dann werd so ziemlich Null vun Null uffstehn.

Sannphilipp: Wie war's dann mit em Rätche sein Lustballong? Is err dann ordlich gedaaft wern? Es is norr schad um den scheene Champagner.

Birreche: Troß meiner Dauerlart mußt ich e Marl berappe deß ich merr de Karolus aasehn tunn aber ich wollt ich hett mei Marl wider gehabt; de Karolus war gar nit dor, unn's Rätche ha sich enn annern dunn de Alla herbeigeholt den die Daaspahin Ma gedaaft hott; im Große unn Ganze hat ich merr ebbes annerschs vorgestellt unn so werd's aach die annern Zeit gange sei, sogat

die Briefbauwe hunn merr nit imponiert, es war doch vill intereffanter gewese wann merr se hoch owe in de Luft fliehe hett losse; wann aber de Karolus die Woch werklich fahrn sollt, giehn ich uff die Germaniabrauerei, sehe mich in de Borgearte unn trinke vor die Marl Bier, dann sehn duh ich enn do so wie so.

Schorfch: So dodemit hot die Ausstellung laa Glid gehabt, es waarn aach sehr wenig Zeit do, so enn gewöhnliche Ballong zieht nit mieh so recht, unn wo die Zeit neilich de Zeppelin geseh hunn, sinn se aach vertwehnt, deß aber de Parselwal iz Frankfurt wider emol Vech gehabt hott unn uff em freie Blak lande mußt will merr nit in mein Kopp ennin, eich glawe als der griecht unser 2000 A nit; aber jaat emol ihr Kumbärn is es dann woht deß die vorrig Woch zwaa Bauunnehmer haamlisch nooch Amerika sinn?

Sannphilipp: Ich hunn aach ebbes geheert, de Bodem werd enn zu haß wern sein; ja merr gußt Mandchen vor enn reiche ordliche Mann aa unn dächt sich, es is aber aach hier wider de Fall, Schumacher bleib bei deine Leiste; die dieftrauernde Sinnerbliewene halve deß Noochsehn. Do hunn eich noch mieh Respekt vor dem dider Mehjermaaster der die Woch Dwends spät vunn Meenz kam un gehetig benevelt war Unne in de Wilhelmstrooß seht err sich newer mieh uff die Bank, de Mond schien so schee hell daß die Blatanenstamm so hühche gleichmächtige Schatte iber die Allee geworfe hunn, de Mehjermaaster war im Dufel unn weil ewe iberall Ratel geleht wern unn vill Stroße uffgebroche sinn, hott er gemaant jeder BaumSchatte war enn Grawe unn nun wie er von mir fort is, is er nit seine dider Bauch unn seine forze Vaa jedesmol iber den Schatte gehibt unn ich hunn merr de Bauch vor Lache gehalle; gescheint hott er iber deß Stadtbauant deß an dene Grawe laa Laterne wern unn uff amol leht err aach glidlich uff de Noos unn sieht sein Erdum ei; deß kimmt in die Krehbelzeitung.

Birreche: Wer war's dann gewese? Eich hunn jo gar nit gelese; aber schee war's nit vun dir, daß de den arme Kerl host se hühche losse.

Schorfch: Ich hunn enn aach schon gefroogt, er verrät enn aber nit, es war e ganz bekannter Mann unn e wollt enn nit blamiern; aber ich wollt aach ich hett deß Bild geseh, deß muß hühch gewese sei, Kumbärn was saar err dann dezu deß unser Branddirektor enn franzosische Orden griecht hott? Am End verliern merrn noch un gieht bei die Franzose; deß muß merr'm so ehrlich noochsah, deß er sei Kolonn im Drill hott unn neilich hunn ich fogar geseh, deß enn e paar Unneroffizier vunn Meenz stramm gegrieht hunn weil se enn vor enn Artillerieoffizier aagefehn haue.

Sannphilipp: Deß is doch so schlimm nit, aber habst isr dann aach schunn deß Flugblatt dunn de Sozialdemokrate griecht wege de Wähle? Eich hunn schon am Sunndag Morjen beim Kaffee gelese, se maane es mihte mehr dunn ihrer Partei ins Roskhaus, se schenne drüwer deß vor die Notstannsarweite neor 50 Dausend iwrig waarn unn vor deß Kurhaus 8 Millione; no deß kann jo gut wern bei de Stadtverordnetewähle, ich bin noor neugierig wie's werd.

Birreche: Alles nit so schlimm, so e paar Secht im Karpedaach schade jo grad nit, do gibts eher e bisje Obbosizion unn werd aach eher e bisje debattiert unn dann heert sich deß doch aach vill interessanter aa wann e bisje disbutiert werd als wann gleich so unn Amen gesaat werd, aber im Gruze unn Ganze gieht alles sein Weg unn wann lauter neie Gesichter kumme.

Schorfch: Wie is es dann mit der Gescht die Woch uff em Hgelberg, wo se paar gemeine Patrone e arm Fraa iberfalle hunn! Do heert sich dann doch Alles uff, deß sinn doch laa Menche nit mieh, die sinn doch noch schlimmer wie 's Vieh; wann ich Staatsanwalt war, ich deht enn so Boffe verdreiw, vor alle Dinge derstt do grad wie beim Militär Besoffenheit laan Mi derungsgrund sei, besauft eich nit.

Sannphilipp: Na es is e Schand deß so ebbes vorkumme kann, no hoffentlich frieche se, was enn geheert; aber es werd Zeit, Christian kumm merr wolle haam, hier sinn die Wache unn Gure bis nächste Mol.

Dibbogeuer.

Als diese drei Worte schwarz auf weiß vor ihm standen, sahen
in etwas wie Ekstase oder wie heftiger Hohn zu Boden. Er zerrte
das Blatt in winzige Fetzen.

IX.

Eben hatte der letzte Patient Lettingers Sprechzimmer verlassen, als noch einmal ungestüm geklopft wurde. Etwas verwundert ließ der junge Arzt die Aufforderung zum Eintritt ergehen, und er erschall fast vor dem Ausdruck sichtlicher Erregung in den Zügen seines Freundes Leuenhoff, der in der Tür erschien.

„Was ist denn los, Paul? — Wie siehst du aus?“

„Ich kann es nicht mehr ertragen, Eberhard! Du mußt mich von meinem Versprechen entbinden. Ich darf hier nicht länger bleiben.“

Er war in Gut und Ueberroth. Seine bestaubten Stiefel verrieten, daß er eben von der Straße hereinkam. Erschöpft warf er sich in einen Stuhl, um doch sofort wieder aufzuspringen.

„Möchtest du dich nicht vor allen Dingen etwas beruhigen? Was ist geschehen, daß du hier nicht mehr bleiben darfst?“

„Ich habe sie wiedergesehen. Ich bin ihr eben in den Anlagen begegnet.“

„Wem? — Der Frau Konsul Gernsheim? Und du hast mit ihr gesprochen?“

„Nein. Sie war in Begleitung eines jungen Mädchens, wahrscheinlich ihrer Stieftochter. Wir konnten nichts als einen Blick miteinander tauschen.“

„Auch das war schon überflüssig. Aber ich sehe in dem Vorfall keinen Anlaß zu besonderer Aufregung. Was kümmert dich diese Frau? — Daß sie früher oder später einmal deinen Weg kreuzen würde, war doch vorauszusehen.“

„Gewiß. Aber ich wußte nicht, daß ihr Anblick hinreichen würde, alle Wunden in mir wieder aufzureißen. Ich liebe sie — Eberhard, liebe sie bis zum Wahnsinn. Und wenn ich noch länger hier in ihrer Nähe bleiben muß, so stehe ich für nichts.“

„Erlauben Sie, Herr Patient!“

Lettinger war auf ihn zugetreten, um ihm in die Augen zu sehen.

Aber Paul Leuenhoff drehte ungeduldig den Kopf. „Nein, nein, du bist im Irrtum. Es ist nicht das Morphium, das aus mir spricht. Ich habe seit acht Tagen keines mehr gebraucht.“

„Du hast auch nichts getrunken?“

„Nicht einen Tropfen! Ich bin bei ganz klarem Verstande.“

„Um so schlimmer! Aber deine Kur währt ja auch kaum drei Wochen. Auf einen gelegentlichen Rückfall mußte man wohl gefaßt sein.“

„Behandle mich in diesem Augenblick nicht wie einen Kranken, Eberhard — ich bitte dich darum. Was ich seit der Begegnung mit Magda leide, hat mit meinem körperlichen Zustande nichts zu schaffen. Es war eine Täuschung, als ich glaubte, sie vergehen zu können. Ich werde die Leidenschaft für sie niemals überwinden — niemals! Ich werde verrückt, wenn ich sie noch öfter als das Weib jenes anderen wiedersehen mußte. Darum muß ich fort von hier — so rasch als möglich. Es wäre ein schlechter Freundschaftsdienst, wenn du versuchst, mich zu halten.“

„Ist es so übel um dich bestellt, mein armer Paul? Daß es so tief sähe, hatte ich allerdings nicht vermutet. — Wohin willst du denn gehen?“

„Das ist ganz einerlei. Vielleicht zunächst zu meinem Vetter Görlandt nach Berlin. Er hat mich wiederholt eingeladen, ihn auf einige Zeit zu besuchen. Von da aus kann ich mich dann ja nach einem Engagement umsehen — am liebsten im Auslande.“

„Ich würde einen solchen Plan unter anderen Umständen für ganz vernünftig halten. Aber solange noch keine Bürgschaft dafür gegeben ist, daß du nicht wieder in die alte Schwäche zurückfällst, habe ich doch meine schmerzlichen Bedenken. Wir waren so schön auf dem rechten Wege.“

„Was hilft das alles, wenn der Zufall einer Begegnung genügt, mich immer wieder um meine Ruhe zu bringen. Soll ich überhaupt noch einmal gesund werden, so muß es an einem anderen Orte geschehen.“

„Vielleicht hast du recht. Aber deine Abreise braucht darum doch nicht Hals über Kopf zu erfolgen. Bis morgen wenigstens solltest du dir's überlegen.“

„Zu überlegen ist da nichts mehr, Eberhard! Ich werde nachher an meinen Vetter telegraphieren. Wenn er mich haben will,ahre ich am liebsten noch mit dem Abendzuge.“

„Gut — ich hindere dich nicht mehr. Beim Mittagessen können wir ja noch das Nähere wegen deiner Abreise besprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

Dies und Das.

■ **Die Sprache der Bienen.** Die fleißigen Bienen, die kunstvoll ihren Wabenbau aufführen und die eine sorgsam geregelte Arbeitsteilung haben, bedürfen natürlich auch der Verständigung untereinander. Sie erreichen diese weniger durch hörbare Laute, als vielmehr durch den Geruchssinn und den Instinkt. Durch den Geruch erkennen sich die Angehörigen eines Volkes und sie erfahren dadurch auch, wo sich gute Honigweide befindet. Die Sprache der Bienen charakterisiert sich als ein Summen, das allerlei Modulationen unterworfen ist, je nach der Stimmung der Tierchen. Dieser summende Ton ist bei den Arbeitsbienen hörbar, wenn sie gereizt sind und tiefer, wenn sie ermattet heimkehren. Befriedigt summt die Biene in tiefen Tönen, wenn sie ungestört ihrer Arbeit nachgehen kann. Schrill tönt aber ihre Stimme, wenn sie wütend zu ihrer Wasse, dem Stachel, greift. Dieser Ton wird durch eine schnelle Bewegung der Flügel hervorgerufen. Außerdem bringt die Biene noch andere Lautäußerungen hervor, die man nicht anders als eine Stimme bezeichnen kann. Diese Stimme kommt vor allem bei der Königin zur Geltung. Der Imker zieht aus der Stimme seiner Immen manchen wichtigen Schluß. Er erfährt dadurch, ob alles wohl im Stode ist oder ob etwas nicht in Ordnung ist. Klopft er an den Stod und antwortet ihm ein kräftiges Brausen, dann kann er beruhigt weiter gehen. Erhält er aber ein klägliches Geulen zur Antwort, dann ist Not am Mann. Je stärker sich ein Volk fühlt, desto mächtiger klingt sein Brausen. Nur im Winter lassen sich die Bienen fast gar nicht hören. Still verbringen sie die kalten Tage und träumen dem Sommer und der Arbeit entgegen, bis die Sonne sie wieder aus dem Bau lockt.

■ **Die Wasserversorgung einst und jetzt.** Zur heißen Sommerszeit genießt das Wasser eine besondere Werthschätzung. Das ist schon immer so gewesen, trotz der verächtlichen Reden der Gambinus-Jünger. Die Alten vergangener Epochen wußten gutes Trinkwasser zu schätzen, und wir staunen noch heute die Ueberreste mächtiger römischer Wasserleitungen an, die unserer modernen Zeit keine Schande machen würden. Vielfach legte man auch Cisternen an, in denen das Regenwasser aufgefangen wurde; oder man schuf Ziehbrunnen, deren Anlage allerdings oft z. B. auf Wergen mit vielen Schwierigkeiten verknüpft war. Von den deutschen Städten legte Augsburg als erste eine Wasserleitung an und zwar schon im 15. Jahrhundert. In Spanien schufen um dieselbe Zeit die Araber große Wasserkünste. Später legten die Fürsten darauf Wert, ihre Gärten mit Wasserspielen zu zieren. Auf eine zweckmäßige Wasserversorgung der Bevölkerung legte man damals weniger Wert. Erst seit den letzten Jahrzehnten geht man mit aller Energie daran, dem Volke möglichst gutes Wasser zu schaffen. An Stelle des filtrierten Flußwassers sucht man jetzt das frischere Grundwasser zu ziehen. Die Kommunen arbeiten mit Eifer daran, das beste Trinkwasser zu gewinnen, und Kosten und Arbeit werden nicht gescheut.

■ **Institut für Krebskranke.** Der vor wenigen Monaten in London verstorbene Harry Barnato, einer der bekannten südafrikanischen Diamantenhändler, hatte in seinem Testamente bestimmt, daß von seinem, nach vielen Millionen zählenden Vermögen die Summe von fünf Millionen Mark für irgend eine, den Kranken gewidmete Wohltätigkeitsanrichtung verwendet werden sollte. Nach der Prüfung vieler Vorschläge, die in dieser Richtung gemacht worden waren, haben nun die Testamentsvollstrecker bestimmt, daß ein großes Institut für Krebskranke, und zwar im Anschluß an das Middlesex-Hospital, das schon seit Jahren ganz besonders derartige Kranke aufnimmt, in London mit den von Harry Barnato zu diesem Zwecke hinterlassenen Millionen errichtet werden soll. Diese Stiftung ist übrigens von dem Verstorbenen zum Andenken an Barney Barnato, seinem Bruder, und Woolf Joel, seinem Neffen — beide waren schon vor ihm gestorben — gemacht worden.

Denksprüche.

Man soll einen Fall wohl überlegen, zumal einen Unfall. Die Umwandlungen der Leidenschaft sind das Glatteis der Klugheit, und hier liegt die Gefahr, sich ins Verderben zu stürzen. Von einem Augenblick der Wut oder der Fröhenheit wird man weiter geführt, als von vielen Stunden des Gleichmuts.

Balthazar Gracian.

Mancher klopft mit dem Hammer an der Wand herum und glaubt, er treffe jedesmal den Nagel auf den Kopf.

Goethe.